

(Nachdruck verboten.)

22] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Ein Gefühl wütender Qual, das sich in schwerer, körperlicher Uebelkeit äußerte, ließ Ella Hellwig sich wegdrehen, als Miese mit verlegenem Lachen und einem „Tag, Ella!“ an ihr vorbeiging.

Und gleich darauf tat es der Blonden leid, den Gruß der Gefangenen nicht erwidert zu haben, und sie überlegte auch, wie falsch es sei, die Miese, die so leicht rabiat wurde, zu reizen. . . .

Dann wurde sie und ein junger Mensch, der sie schon vorher auf dem Korridor angestarrt hatte, hineingerufen. Nachdem der Vorsitzende ihr Nationale ausgenommen hatte, schickte man sie beide wieder hinaus.

Und wieder begannen die Minuten furchtbaren, quälenden Zweifels für die Arme, die mehr als einmal in ihrer Angst drauf und dran war, davonzulaufen.

Jetzt rief der Gerichtsdienner:

„Zeuge Meyer!“

Und der junge Mensch ging, Ella zulächelnd, rasch hinein. Vor des Mädchens Augen flimmerte es. Sie sah nicht den kalten, im kalten Novemberlicht doppelt öden Gerichtskorridor mehr, dem ein paar vielleicht ebenso sorgende Menschenkinder als trostlose Staffage dienten. Sie sah nur sich selbst, ihr grenzenloses Elend sah sie, und von weit her kam es wie kurzes Stimmchen, der ihr mit Schmerzen ein „Lebewohl“ zurief.

Dann hörte sie ihren Namen rufen.

Wie im Traum ging sie, die Augen sofort auf den Gerichtspräsidenten richtend, im Saale vorwärts!

Oh, hätte sie gewußt, daß Kurt, der diesen Landgerichtsrat Meier persönlich gut kannte, mit dem alten Herrn ein langes und breites über den Fall gesprochen hatte! Daß der kleine, alte Herr dort im schwarzen Talar bereit war, jede, aber auch jede Rücksicht ihr gegenüber walten zu lassen! . . . Sie wäre dann vielleicht mutiger und selbstbewußter gewesen. . . . Aber ihr und ihrem Liebsten ging es, wie immer den Menschen, die zuviel Partgefühl besitzen: in dem Wunsche, sich zu schonen und einander Schmerzen zu ersparen, finden sie das Wort nicht, das selbst den härtesten Konflikt des Lebens gar so leicht die Lösung brächte. . . .

„Sie heißen Ella Hellwig, nicht wahr, mein Fräulein?“ fragte der Vorsitzende in einem wahrhaft väterlichen Tone. Sie nickte nur bei dieser wie bei den folgenden Fragen. Die Eidesformel sprach sie dem Vorsitzenden mit gewaltsamer Anstrengung nach. Dann fragte dieser:

„Können Sie uns über den hier zur Verhandlung stehenden Vorfall irgend etwas sagen, Fräulein Hellwig?“

Ella war's, als brauste der Sturmwind über sie her. Der Präsident mußte seine Frage wiederholen. Auch da antwortete sie nicht.

Der Vorsitzende sah zu seinen Beisitzern hinüber, mit einem milden, erklärenden Nächeln; dann sagte er:

„Sie scheinen sehr aufgeregter zu sein. . . . Beruhigen Sie sich erst ein wenig! . . . Inzwischen sehen Sie sich dort hin!“ er zeigte auf die Zeugenbank, „wir vernehmen erst noch die Beamten.“

Ella ging mit einem instinktiven Reigen ihres blonden Kopfes zurück und setzte sich neben den Zeugen Meyer, der sie sofort wieder unerschämmt anstarrte und lächelte. . . . Dann aber begannen ihre Blicke, vorsichtig im Saale herumzuspüren. . . . Und plötzlich öffnete sie den Mund und hätte fast laut aufgeschrien: Das war ja der Rechtsanwalt, der Bander, der da auf dem Stuhl vor der Anklagebank saß! . . . Vorhin, wie sie hereintrat, hatte er sich gerade zu seiner Klientin umgedreht und mit dieser leise verhandelt. . . . Jetzt fiel ihr auch erst die Miese auf. . . . Ja, die beiden packten zusammen, die Miese und der Bander! . . . Ein solcher Abscheu erfaßte sie vor dem Menschen, der jetzt auffällig zu ihr hinüberblickte, daß sie den Mut fand, diesen Blick voll Kälte

zu erwidern, und daß ein wenig mehr Festigkeit und Kraft in ihre arme Seele hineinkam. . . .

Die beiden Beamten, die nun vernommen wurden, gaben einfach an, sie hätten auf Befehl ihrer Behörde die Hausdurchsuchung bei der Angeklagten vorgenommen und dabei auch die dem Zeugen Meyer gehörige und von diesem bereits als sein Eigentum erkannte Uhr gefunden. . . . Weiter vom Präsidenten befragt, erklärten beide, daß sie allerdings den Eindruck gehabt hätten, die Angeklagte gehöre zu den weiblichen Personen, die gewerbsmäßige Unzucht trieben, es aber schlaue verstanden, sich der polizeilichen Kontrolle zu entziehen.

Jetzt wurde wieder der Zeuge Meyer aufgerufen und gefragt:

„Hatten Sie häufiger Verkehr mit der Angeklagten?“

„Nein, Herr Präsident. . . . ich hab' sie ganz zufällig getroffen, in 'nen Automaten. . . .“

„Was ist das, 'n Automat?“

„Na. . . na. . .“ Meyer wußte sich offensichtlich nicht recht auszudrücken und der Rechtsanwalt Bander fiel mit einer verbindlichen Gebärde ein:

„Der Zeuge meint offenbar eines jener Automatenrestaurants, die heute in der inneren Stadt überall anzutreffen sind. . . . aber meine Klientin stellt diesen Vorgang des Zusammentreffens doch wesentlich anders dar. . . . nach ihrer Befundung hat Meyer sie angesprochen und zum Trinken eingeladen. Leider hat sie ihm Gehör geschenkt und ist infolge allzu reichlichen Alkoholgenusses dann in einen Zustand geraten, den der Zeuge, der beinahe mit Gewalt hinter ihr her, in ihre Wohnung gedrungen ist, benutzt hat, um dort seine Absichten zu verwirklichen. . . . Die Angeklagte hat. . . .“

„Genug, genug, Herr Rechtsanwalt!“ Der Vorsitzende hob abwehrend seine weiße Greisenhand, „darum handelt es sich hier ja gar nicht! . . . Mit der moralischen Qualität der Angeklagten wird sich wohl später die Landes- resp. die Ortspolizeibehörde zu befassen haben. . . . Was hier zur Verhandlung steht, ist die Diebstahlsaffäre Blauenstein. . . . also Herr Meyer, nach Ihrer Darstellung hat sich der Vorgang in der Wohnung des Mädchens doch wesentlich anders abgespielt?“

„Zunächst, Herr Präsident! Sie hat mich mitkommen lassen, wie alle solche Meckens. . . .“

„Ja, und Sie hatten aber nachher kein Geld zum Bezahlen?“

Der kleine, sad aussehende Mensch, der durchaus keinen besonders guten Eindruck machte — das ließ ihn der Vorsitzende in seiner reservierten Art auch deutlich merken — wurde dunkelrot.

„Ich hatte vorher 'n bißchen viel ausgegeben, im Automaten, Herr Präsident. . . .“

Der Rechtsanwalt machte eine Armbewegung, als wollte er darauf hinweisen, daß der Zeuge das, was er vorher ausgesprochen hatte, jetzt selbst bestätigte. Aber der Vorsitzende winkte wieder:

„Demnach hat vielleicht die Angeklagte doch nicht so unrecht mit dem, was sie resp. ihr Vertreter vor Gericht uns soeben gesagt hat. . . .“

„Nein, Herr Präsident. . . . nein. . . .“ Der Zeuge schien unentschlossen und zaghaft, raffte sich dann aber wieder auf aus seiner Verwirrung und meinte bestimmt:

„Sie hat mir angesprochen — nich ich ihr! . . .“

Man lächelte ein bißchen, und selbst Ellas Gedanken, die wie Trunkene taumelten und sich bald an diesen bald an jenen von den Anwesenden klammerten, stolperten über den Sprachschneider.

„Wie kam denn das nun mit der Uhr? . . . Sie behaupteten, die Angeklagte hat Ihnen die Uhr einfach aus der Tasche genommen und Sie selbst dann vor die Tür gesetzt. . . . ja, haben Sie sich denn das so ohne weiteres gefallen lassen?“

„Was soll' ich 'n machen, Herr Präsident! . . . Da kam auch noch das andere Fräulein zu! . . .“ Er drehte sich um und winkte kopfnickend nach Ella hinüber.

Die erhob sich blutübergossen.

„Ja. . . . ich. . . . ich. . . .“ hauchte sie.

„Ja, meine Freundin, die besuchte mich iradel. . . .“

Mieze kam endlich zu Wort, die ihrer Meinung nach schon viel zu lange geschwiegen hatte, und ohne sich von dem ihr leise zum Schweigen ratenden Anwalt abhalten zu lassen, fuhr sie jetzt, wo der Damm einmal gebrochen war, mit einer flutenden Beredsamkeit fort:

„Dis is nemlich meine beste Freundin, die Ella! . . . Und die kam an den Tag gerade zu mir, genau in den Romang, wo der Herr Meyer wechging! Die Ella, die muß et ja noch jeheert haben, wie ich zu 'n sagte, er sollte doch man die olle Knarre mitnehmen! . . . Wat hab id denn da davon! Die is doch ganz wertlos! Nicht wahr, Ella, Du hast et doch jeheert, wie id jesagt habe, diß . . .“

„Nun schweigen Sie mal gefälligst still!“ unterbrach der Landgerichtsdirrektor, und sein sonst mattes Auge richtete sich plötzlich hart und zornig auf die Große, welche mit Blicken und Augenzwinkern Ella Hellwig zu einer für sie günstigen Aussage antreiben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kämpfer.

Von Max Halbe.

„Sehen Sie, ich lebe nur noch aus Neugierde. Ich will nur wissen, was noch wird. Und wegen meiner Jungens natürlich auch. Aber sonst . . . Sie können mir glauben, wenn ich jetzt umfiele, hier auf der Stelle, und wäre tot . . . Mir könnte gar nichts Besseres passieren. Ich will nur Ruhe haben. Vollständige Ruhe! Und die hat man dann. Davon bin ich überzeugt. Ich weiß das sogar. Wirklich! Das glauben Sie mir wohl nicht?“

„O gewiß, gewiß, Herr Hehn! Ich persönlich . . . ich stimme Ihnen vollkommen bei. Ich bin auch überzeugt. Natürlich wissen . . .?“

„Ja, ich weiß das. Meine Erfahrungen haben mir das bewiesen. Aber abgesehen davon . . . Ich will nichts mehr denken. Das hält mich noch allein aufrecht, daß man dann nichts mehr denkt. Das wäre ja fürchterlich, noch einmal . . . Aber das ist ausgeschlossen. Ja, und dann die Zukunft! Die interessiert mich noch. Schließlich nichts als Neugierdel! Neugierdel!“

Er sprach in gewöhnlichem Ton, ohne eine Spur von Luerei. Seine Stimme klang leise, wie immer, mit einem leichten nervösen Zittern. Bei jedem Schritt, den wir nebeneinander taten durch die Dunkelheit, griff der Knotenstock in seiner Rechten weit aus und sekte sich mit einem feinen metallischen Aufstoß wieder auf den Kies der Chaussee. So Schritt um Schritt, Schritt um Schritt, eine Weile, während wir schwiegen.

Aber in mir raunte und redete es von der Menschenmisere und von der unendlichen Ueberflüssigkeit alles Lebens, und die Musik des Stodes und der Klang unserer Schritte auf der Chaussee brachten den Taktschlag, den Schicksalsaktschlag in die Melodie meiner Gedanken. Und ich betrachtete meinen Genossen von der Seite, dem diese Erkenntnis wahr und wirklich geworden war, ein Selbstverständiges und Notwendiges, das er gerade so hinwarf, aus der Fülle seiner Ueberzeugung und der gewonnenen Resultate, wie einer, der das auch noch tausendfach anders ausdrücken kann, aber sich mit dieser einen Gabe begnügt, aus Ueberdruß oder Müdigkeit, oder weil's ihm schließlich auch gleichgültig war.

Und ich selbst . . . Ich selbst ging her neben ihm und wünschte noch etwas und wollte noch etwas, und das Leben winkte mir noch, und ich kam mir so eigentümlich grün und jung vor neben diesem kaum dreißigjährigen Mann, der fertig war, so ganz fertig und reif zur Ruhe. Höchstens, daß ihn noch die Neugierde reizte, die Neugierde so ganz im allgemeinen.

Es überschauerte mich wie ein Hauch aus einer fremden Welt, und ich blickte mich um in der Dunkelheit, nach Menschen gleich mir und meiner Art. Da zogen sie, vor und hinter uns, in Scharen und Pärchen oder allein. Ungeheure Gestalten im Glatern der spärlichen Laternen, hier und da am Chausseerand. Hinter uns war das Loben des Blods verbrannt, von dem wir heimstritten, unheilige Karfreitagsgäste. Eine Strahlenbahn schwanke an uns vorbei, vollgepfropft bis zum Dach. Hallo und Gelächter verhallten in der Nacht. Rufe flogen uns zu. Aber wir hielten uns schweigend und schritten fürbaß.

Und die Misere des Lebens drückte wieder auf meine Seele, stärker noch als vorher. Zwischen zwei Mühlsteinen derrieb es mich, zwischen dem Taumel und dem Ueberdruß, und ich wußte mir keinen Ausweg, wie ich diesen beiden entran. Waren das wirklich die Angeln, in denen die Welt sich dahinwälzte, nach Schicksalssturz?

Da sprac es in mir auf: „Warum tobst du nicht auch wie die da? Warum trankst du nicht wie die alle und sogst den Saft der Stunde? Was willst du überhaupt? Sinnlos! Zwecklos! Und ich biß die Zähne zusammen und wehrte mich gegen den Wahnsinn, der mich angrinste.“

So zogen wir vorüber an den ersten Vorstadthäusern und kamen auf die Höhen über den Bahnhofsgleisen von Westend. Zahllose Laternen flammten unter uns, rote und grüne, blaue und

weiße, ein blühendes Lichtmeer. Lokomotiven schnaubten, Pfliffe schrillten. Auf den stählernen Schienen rollte das Leben. Und in der Ferne, in der ganzen Weite des Nachthimmels vor uns, breitete sich ein rötlicher Dunst und Nebel, welcher die nächtliche Weltstadt kündete, in ihrer heißen Rase und dem feurigen Atem. Ueber den unendlichen Häuserzeilen, die wir dort unten ahnten, hingen die geballte Wolkennmassen, finster verschwommen gegen den feurigen Dunst, wie Rauchnäuel über lohemdem Weltbrand.

Da erwachte mein Genosse aus seinem Schweigen, und er erzählte mir von den wechselnden Wegen, auf welche sein Schicksal ihn geworfen, und von der Unrast, die ihn hehete wie einen Hund, von früher Jugend bis zu diesem Tage. Er erzählte erst stotternd und langsam, dann schneller und lebhafter, aber immer mit der gleichen, leisen Stimme und dem nervösen Zittern, daß man die innere Bewegung merkte, und wie jedes Wort erkauft war mit seinem Fleisch und bezahlt war mit seinem Blut.

„Sehen Sie, an mir ist herumexperimentiert worden, von Kind an. Erst mein Vater und meine Lehrer und nachher . . . dann hat es das Leben besorgt. Und das hat's am besten verstanden. Sie wissen doch, daß ich Theologe werden sollte?“

„Sie Theologe? Nicht möglich? Sie?“

„Ja, ich war in Darmstadt auf dem Gymnasium. Meine Angehörigen wollten so recht was mit mir zustande bringen. So recht eine Stütze des Staates und der Gesellschaft. Mein Vater war Offizier in holländischen Diensten gewesen.“

Ich nickte.

„Ich war damals sehr fromm. Ich nahm mit alle möglichen kleinen Sünden zu Herzen. Ich war fürchterlich gewissenhaft. Betete zum Beispiel peinlich mein Morgen- und Nachtgebet, und was so Geschichten mehr waren. Mit der Hölle hab' ich mich viel abgeplagt. Aber darauf kam's meinen Verwandten nicht an. Sie wollten einfach mit mir renommieren. Ich sollte etwas vorstellen. Vielleicht Hosprediger werden und so weiter. Aber ich kam nicht vorwärts. Das wollte mir absolut nicht in den Kopf, das Griedische und dann dies schreckliche Auswendiglernen! Diese Regeln! Wenn ich da ran denke! Ich nahm das alles viel zu schwer. Natürlich gab's alle möglichen Reibereien mit den Lehrern, und das Ende vom Lied war, daß ich einem eine Ohrfeige wiedergab. Er hatte mich immer schlecht behandelt. Schließlich ohrfeigte er mich. Ich war damals in Tertia. Ich ließ mir das nicht gefallen, und so kam's denn. Natürlich mußte ich weg. Mit dem Theologen und dem Hosprediger war's vorbei.“

Ich hatte einen fürchterlichen Krach mit meinem Vater — und dann sollte ich Offizier werden. Ich kam in ein Kadettenhaus und sollte mich vorbereiten. Aber damit war's auch nichts. Ich war schon viel zu eigeninnig. Offizier werden war' mir schon recht gewesen. Ich war damals junkerlich bis zum letzten Faden. Das war ja auch ganz natürlich. Immer die Einflüsse von Hausel . . . Und dann den ganzen Tag draußen sein und reiten! Reiten, das machte mir Spaß! Aber das Berren paßte mir nicht mehr. Es war schon zu viel mit mir probiert worden. Na kurz, ich kam da auch nicht weiter. Natürlich war ich nun schon eine halb verbummelte Existenz.

War' ich da bloß in einen praktischen Beruf hineingelommen! Aber ich lebte ja in einer Atmosphäre! Das alles war ja meinen Verwandten nicht gut genug. Mein Vater wollte noch einen letzten Versuch mit mir machen. Nach seiner Art. So brachte er mich in eine Reitschule in Göttingen. Ich weiß nicht, wie er sich das dachte. Ich sollte nachher in die Karriere als königlicher Stallmeister kommen. Bei irgendeiner Gelegenheit sollte ich so einem hohen Tier vorgestellt werden, vielleicht meine Kunst zeigen, und dann würde sich das schon machen. Denn auf das Reiten verstand ich mich.

Ich lag natürlich den ganzen Tag auf dem Pferde. Das war mein Element! Hätte ich mir träumen lassen, was noch alles aus mir werden sollte! Anschauungen hatte ich damals! Anschauungen! Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Es stellte sich heraus, daß ich nicht königlicher Stallmeister werden konnte. Dazu werden nur Offiziere genommen oder wurden genommen, was weiß ich! Mein Vater hatte das nicht gewußt. Wir hatten uns nie verstanden. Er hatte allerlei Pläne mit mir gehabt. Jetzt war's damit wieder nichts. Er gab mich so halb und halb auf. Nun konnte ich was Praktisches werden.

Ich war damals neunzehn Jahre alt. Wir hatten einen Verwandten, einen Gutsbesitzer in Hessen. Zu dem wurde ich geschickt. Ich mußte seine Leute beaufsichtigen. Na kurz und gut, so etwas wie Inspektor! Ich war also mit einem mal Landwirt.

Wie mir das vorkam! Nun ganz allein! Der Mann war ein anständiger Mensch. Aber er hatte absolut keine Zeit, sich mit mir zu besaffen. Er hatte noch alle möglichen Ämter und Nebenstellen. Wir sahen uns nur beim Essen. Kaum da. Wir hatten eigentlich gar keine Beziehungen. Ich war also ganz allein mit meiner Benigheit. Ich lernte natürlich nichts. Höchstens, was so von selbst kam. Und dann die Einsamkeit! Meilenweit kein Mensch! Wenigstens nicht, was mir so schien. Die Leute verstanden mich nicht und ich sie nicht. Es waren auch noch zwei Kollegen da. Ein Oberinspektor, und ein anderer. Aber mit denen kam ich auch nicht recht aus. Ich war das anders gewöhnt. Ich muß damals ein fürchterlicher Mensch gewesen sein. So war ich also auf mich allein angewiesen. Wie ich damals die Welt ansah! Ich glaub's manchmal selbst nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Vom Beerenobst.

Gewisse Optimisten, das heißt Leute, die die Welt und den Himmel immer heiter sehen, auch wenn es sehr trübe ausschaut, waren über den diesjährigen Winter bereits zur Tagesordnung übergegangen, und an den hellen Sonntagnachmittagen, wie sie uns Dezember und Januar, letzterer freilich nur bis zum letzten Drittel, brachten, sah man sie draußen in der Laubenkolonie und auf den Parzellen rüstig schaffen. Solch Winterarbeit ist gesund, und wenn sie wirklich einmal bei Frostwetter ausgeführt werden muß, so wird man frisch und warm dabei, ohne die Arme mit Kraft über die Brust zu hauen. Inzwischen hat nicht nur der Himmel ein anderes Gesicht gemacht, denn der berühmte Komet ist dort aufgezo-gen, von dem man noch nicht weiß, woher er gekommen und wohin er gehen will, sondern auch der milde Winter hat sich vorübergehend von einer anderen Seite vorgestellt, uns reichen Schneefall und die üblichen Nachtfrostgebräch. Mit Recht freut sich der Laubenkolonist, wenn es gelegentlich tüchtig schneit, und wenn der Schnee, der sich im Inneren der Stadt bald in eine schmutzig-trübe Brühe verwandelt, draußen auf den Parzellen recht lange liegen bleibt. Schnee düngt das Erdreich, da er ihm reichlich Stickstoff zuführt, und bildet daneben eine anfangs sehr proper aussehende Decke, die sich von außen zwar kalt anfühlt, aber nach innen tüchtig wärmt. Von solcher Schneedecke profitiert auch die Erdbeere, unsere köstlichste, beliebteste und allenthalben in großem Umfang angebaute Beerenfrucht. In der Regel kommt bei uns die Erdbeere nicht ganz heil durch den Winter, namentlich da nicht, wo sie in reinem Sandboden steht. Bei Barfrost friert der Boden gründlich aus; die fest gefrorenen Wurzeln sind dann nicht mehr in der Lage, dem immergrünen Laube Ersatz für das von trockenem Winterwind entzogene Wasser zuzuführen, und da dieser bei uns oft kräftig bläht, so gehen die Blätter elend zugrunde, so daß der Frühling sehr zurückgebliebene Pflanzen zu neuem Leben anregt, die nur verhältnismäßig geringen Ertrag geben. Im vorigen Winter, der sehr streng war, trat nicht nur diese Erscheinung zu Tage, sondern es froren auch ganze Pflanzungen aus und verroteten. Wenn uns der gegenwärtige Winter, wie zu erhoffen, mit strenger Kälte verschont, so können wir in diesem Jahre mit einer Erdbeerernte rechnen, wie sie im märkischen Streuland nicht oft zu verzeichnen ist.

Um gute Erdbeeren zu erzielen, muß man natürlich im Sommer dafür sorgen, kräftige, gut gepflegte und wohlgenährte Pflanzen in den Winter zu bringen. Die Erdbeere stellt hohe Anforderungen an die Düngkraft des Bodens; Kali- und Phosphorsäure sind ihr reichlich zu bieten, mit Stickstoffdüngung muß man dagegen vorsichtiger sein, da sie, zu stark gegeben, den Fruchtansatz beeinträchtigt, die Blatt- und Rankenbildung dagegen in unerwünschter Weise fördert. Wo guter Stalldünger zu haben ist, gibt man diesen, sonst Kunstdünger, am besten Thomasmehl als Phosphorsäuredüngung und Kainit als Kalidüngung. Ersteres kostet 15- bis 18prozentig gewöhnlich 250 M. der Zentner, letzteres 14- bis 15prozentig etwas über 1 M. Auf 100 Quadratmeter Beetfläche kommen 5 Kilogramm Thomasmehl und 8 Kilogramm Kainit. Infolge der reichen Fruchtproduktion erschöpfen sich Erdbeeren sehr bald, weshalb sie in der Regel nach der dritten Ernte, wie man zu sagen pflegt, überfländig geworden sind und entfernt werden müssen. Die Erdbeerpflanze erschöpft sich aber nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit, sondern der der Erdbeerkultur eingeräumte Boden wird auch sehr bald erdbeermüde, und auch junge Pflanzen wollen nicht mehr vorwärts. Deshalb ist Wechselwirtschaft angezeigt, die man in der Weise handhabt, daß man da, wo Erdbeeren drei Jahre gestanden und Ertrag gegeben haben, in den folgenden sechs Jahren nicht zum zweiten Male solche anpflanzt. Zur Anlage neuer Beete verwendet man bei großfrüchtigen Erdbeeren nur von kräftigen Ranken gezogene junge Pflänzchen. Die früheren Sorten bringen früh Ranken, weshalb mit einer neuen Pflanzung schon im August begonnen werden kann. Bei den späten Sorten dauert es bis September, ehe man gut bewurzelte Ranken abnehmen kann. Das Beet muß gut gegraben und gedüngt sein. Der Abstand von Pflanze zu Pflanze soll mindestens 40 Zentimeter betragen. Ich gebe innerhalb der Reihen von Pflanze zu Pflanze 50 Zentimeter und von Reihe zu Reihe 80 Zentimeter Abstand und erziele trotzdem höhere Erträge als ein anderer auf gleicher Fläche bei engerer Pflanzung.

Die sogenannten Monatsbeeren stehen unseren Waldbeeren sehr nahe und haben namentlich das diesen eigentümliche vorzügliche Aroma. Diese Kleinblättrigen und Kleinfrüchtigen Erdbeeren tragen von Mitte Juni bis zum Eintritt der Froste. Es gibt Sorten mit und Sorten ohne Ranken. Letztere eignen sich vorzüglich zur Einfassung der Rabatten. Die Monatsbeeren werden, weil Kleinblättrig, enger, auf 25-30 Zentimeter Abstand, gepflanzt und lassen sich auch leicht durch Samen vermehren. Bekanntlich sitzen bei den Erdbeeren die kleinen Samentöner außen an der Frucht, die deshalb in Wirklichkeit gar keine echte Beere, sondern eine sogenannte Scheinbeere ist; auf der inneren Handfläche reibt man diese Kerne von den Beeren herunter und benutzt sie dann zur Saat. Aus Samen gezogene Erdbeeren sind wüchsiger

und tragbarer als die aus Ranken gezogene. Monatsbeeren ohne Ranken, die man nur in einer weiß- und einer rotfrüchtigen Sorte kennt, lassen sich auf künstlichem Wege nur durch Teilung alter Stauden vermehren, ein Verfahren, das bei anderen Gartenerdbeeren nicht angewendet werden soll.

In der Mark Brandenburg befinden sich ganze Laubenkolonien teilweise auf Moorboden bei hohem Grundwasserstand, und mancher Parzellenbesitzer, der bei Ankauf der Parzelle von Gartenkulturen noch nichts verstand, hat ein solches Moorgrundstück erworben, auf dem wohl in verhältnismäßig trockenen Sommern manches gut, in nassen Sommern aber fast nichts gedeihen will. Solcher Moorboden eignet sich vorzüglich zur Kultur einer kleinen, der Preiselbeere unserer Wäldungen sehr nahestehenden Beerenfrucht, der sogenannten amerikanischen Moosbeere. Dieser kleine Halbstrauch bringt sehr große, zum Einmachen vorzüglich geeignete Beeren, die zwar nicht ganz so aromatisch wie unsere Waldpreiselbeeren sind, aber eben ihrer Größe halber zum Einmachen entschieden vorgezogen werden. Diese Beere wird erst neuerdings bei uns angebaut; ich sah von ihr eine größere Musterpflanzung auf Moorboden in Moorende bei Bremen, die ihrem Besitzer reichen Ertrag bringt. Die Moosbeere gedeiht überall da, wo normalerweise das Grundwasser bei 40-50 Zentimeter ansteht; steht es höher an, so muß es durch einfache Drainage auf den richtigen Stand gebracht werden. Diese Drainage, zu deutsch Entwässerung, führt man in der Weise aus, daß man zwischen den einzelnen Beeten entsprechend breite und tiefe Gräben zieht und das bei Errichtung dieser Gräben ausgeworfene Erdreich zur Anhebung der Kulturbete benutzt. Die Vermehrung der amerikanischen Moosbeere erfolgt am besten durch Teilung der ganz kleinen Sträucher, die man, ähnlich wie dies etwa bei Wurbaumeinsamungen üblich, in mehrere Teile auseinanderreißt und dann in 40 bis 50 Zentimeter Abstand pflanzt. Aber gut Ding will bekanntlich Weile haben, und so muß man auch bei der Moosbeere vier bis fünf Jahre warten, bis sich nennenswerte Erträge ergeben. Lassen dann drei bis fünf Jahre später die Pflanzen im Ertrag nach, so werden sie auf neue Beete versetzt und bei dieser Gelegenheit durch mehrfache Teilung vermehrt und zugleich auch verjüngt.

Das Beerenobst unserer Wäldungen ist ohne Ausnahme zur Gartenkultur ungeeignet. Waldbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren, Brombeeren und wilde Stachelbeeren kommen ausnahmslos im Kulturboden nicht fort, sie entarten hier, und wenn sie wirklich einmal einige Früchte bringen, so fehlt diesen der gute Geschmack und das Aroma, das diesen Obstgattungen an ihrem natürlichen Standorte eigen ist. Deshalb ist es verlorene Vieles Mühe, bei gelegentlichen Fuß- oder Armstertarien diese oder jene der genannten Pflanzen im Walde auszugraben, um sie daheim in kultiviertem Boden auszusäen, des sogenannten „Fortsirevels“ gar nicht zu gedenken.

Eine der ertragsreichsten Beerenfrüchte des Gartens ist die Himbeere; neben der Erdbeere ist sie die Beerenfrucht, die sich von allen zuerst durch Tragbarkeit für die angewandte Pflege erkenntlich zeigt und schon vom zweiten Jahr ab Früchte zeitigt. Sehen wir auch in unseren Wäldungen die wilden Himbeeren in ziemlichem Schatten wachsen, so wäre es doch falsch, daraus zu schließen, daß auch die Gartenshimbeere eine Schattenpflanze sei, denn sie verlangt, wie alles Beerenobst, volle Sonne. Die Vermehrung erfolgt durch Ausläufer, die bei in guten Boden stehenden, richtig behandelten Pflanzungen allerdings zum Kreuz des Kolonisten werden können, da sich die flachen Wurzelsüße weit hin im Boden ausbreiten und überall Schößlinge zeitigen, die natürlich auch da erscheinen, wo sie höchst unerwünscht sind, wie z. B. mitten in den Beeten und auf anderen Beeten. Die Himbeere ist eben eine der Pflanzen, die wie so viele andere durch Ausläuferbildung wandern, d. h. sich selbständig neue Gründe suchen, wenn die alten überbältert oder ausgebeutet sind. Da heißt es vorbeugen und die außerhalb der Pflanzreihe erscheinenden Ranken rechtzeitig auszugraben und zu vernichten, oder zur Anpflanzung neuer Beete zu verwenden. Wie bei allem Beerenobst erfolgt Anpflanzung im Herbst oder Frühjahr, aber auch jederzeit im Winter, wenn der Boden frostfrei ist. Abstand von Pflanze zu Pflanze allseitig 2 Meter. Von den Ausläufern, die an richtiger Stelle erscheinen, beseitigt man die stärksten. Diese werden jezt um 15-20 Zentimeter gekürzt, da die oberen Augen nicht gut ausgebildet sind und das Holz nicht vollständig ausgereift ist. Nach diesem Schnitt werden im Frühling die meisten Augen austreiben und alle diese Austriebe bringen reichlich Früchte. Die Lebensdauer jedes Triebes beträgt nur zwei Jahre. Die Triebe, die Früchte getragen haben, werden deshalb nach der Ernte dicht über dem Boden abgeschnitten, die dann schon ausgebildeten neuen Triebe geben den nächstjährigen Ertrag. Genau so verhält es sich bei den Brombeeren. Wie anderes Beerenobst, so kann auch die Himbeere im Obstgarten so lange die hier gepflanzten Kern- und Steinobstbäume noch in der Entwicklung zurück sind, den ihnen eingeräumten Raum nicht ausnützen und den Boden nur wenig besäen, als Zwischenkultur angepflanzt werden. In einer mir bekannten Obstpflanzung hat man ein acht Morgen großes mit jungen Äpfeln bestandenes Grundstück durch Zwischenpflanzungen mit der englischen Himbeersorte MacLborough bepflanzt und diese brachte im vorigen Jahr eine Ernte von 5600 Kilogramm. Die ebengenannte englische Sorte und die sehr großfrüchtige neue deutsche Sorte Parzival sind die besten Ranken bildenden Himbeeren, die ich kenne. Es gibt aber auch Sorten ohne Ranken. Die

Beste ist Schwärz Colossal; eine weitere derartige Sorte, die aber ihrer 3-4 Meter langen Triebe halber am Spalter gezogen werden muß, ist The Logan Berry, eigentlich eine Kreuzung zwischen Himbeere und Brombeere, aber mit sehr großen tiefroten Früchten, die recht würzig sind und sich auch gut zum Einmachen eignen.

Weit mehr Raum als Himbeeren erfordern die Brombeeren. Für die Gartenkultur kommen nur die großfrüchtigen amerikanischen Sorten in Frage, deren stark bedornete Triebe in einem Sommer 3-4 Meter Länge erreichen. Die Früchte sind sehr saftig; reif gepflückt, schwimmen sie bald in ihrer eigenen Brühe. Ich kenne neben der schwarzen Maulbeere, die ein stattlicher Baum ist, aber bei uns in der Jugend leicht durch Frost leidet, keine Beere, die so wie die Brombeere bei großer Hitze im Sommer erstrickt. Dazu kommt, daß die Brombeere die Himbeere ergänzt, da sie später als diese reift. Man beschränkt aber die Anpflanzung von Brombeeren auf etwas größere Grundstücke, wo sie vorteilhaft in 3-4 Meter Abstand an Zäunen, besser noch an Mauern gepflanzt werden. Unter den Brombeeren gibt es nur eine Sorte ohne Ranken, die sehr dünntriebige Lucretia, deren Triebe man an Schnüre ansetzt. Das ist aber keine so einfache Sache, wie glauben möchte, denn an den hakenförmigen Dornen reißt man sich Wunden in die Finger, weshalb man beim Umgehen mit Brombeeren die Hände durch Lederhandschuhe schützen sollte. Himbeeren und Brombeeren dürfen nur im Zustand der Vollreife geerntet werden, denn erst dann haben sie das ihnen eigene Aroma, aber sie lösen sich auch erst in diesem Zustande gut von dem gabelnartigen Kelchansatz ohne zu zerstückeln. Man pflückt die Sträucher zur Reifezeit möglichst jeden Tag einmal durch.

Stachelbeeren und Johannisbeeren und ihre einfache Kultur sind allgemein bekannt. Wo Laubensolostien gute Kameradschaft halten, da können sie sich an den Seiten der Parzellen die feuren Bäume sparen und die Grenzlinien mit Stachelbeeren besetzen, von denen jeder Nachbar seine Seiten aberntet. Weintrauben werden seltener angepflanzt. Die Weintraube ist aber eine gute Rank- und Kuckpflanze für freie nach Süden gelegene Spaltre, Mauern und Laubenvände. In unserm Klima dürfen allerdings nur frühesten Sorten angepflanzt werden, wie roter Frühburgunder und der weiße frühe Leipziger. In der Mark Brandenburg hat aber die Traubenkultur ihren Haken wegen den massenhaft austretenden Wespen, die im vorigen Jahre eine wahre Landplage bildeten. Noch bevor die Beeren völlig reif sind, werden sie von den Wespen ausgefressen. Mir ging durch die Wespen meine ganze Ernte verloren, da ich nicht Zeit fand, jede Traube in einen besonderen Gazebeutel zu hängen. Aber auch Spähen und Finken jeder Art sind Traubenfreunde. Man fängt zwar die Wespen in den billigen Fanggläsern, in die man am besten etwas Weiz- oder Braumbier gibt, aber erfolgreich bekämpfen kann man sie nur durch Ausschließen der Nester. Manche Wespen bauen diese an Schornsteine, Mauern, Spaltre und Baumstämme. Abends, wenn alle Vögelgeister in ihrem Bau sind, werden freistehende Nester mit einer Fackel abgebrannt, die man dicht unter das Ausflugsloch hält. Die Erdwespen fängt man ab, indem man abends eines der bekannten runden Fliegenfanggläser über den Eingang des Nests stellt und ringsherum mit einem Wall festgeschlagener Erde umgibt. In der Frühe beim Ausfliegen gelangt das ganze Wespenvolk in das Fangglas, in dem es dann durch Untertauchen des Gefäßes in kochendes Wasser vernichtet wird.

Ein schöner und empfehlenswerter Fruchtstrauch für den Kolonisten ist auch die Haselnuß, vom Schalenobst die einzige Frucht, die sich zur Anpflanzung auf kleinen Grundstücken eignet. Sie wächst in jedem nicht zu feuchten Boden, vorzüglich auch im Sandboden und erfordert, einmal angepflanzt, keinen Schnitt und keine Pflüge. Man pflanzt aber Haselnüsse nur auf frei liegenden Parzellen und nicht auf solchen, die an den Wald grenzen, denn dort würden die Eichhörnchen da ernten, wo wir gepflanzt haben. Die beste und zugleich eine der großfrüchtigen Sorten ist die Halleische Riesennuß. Haselnüsse werden in Wald und Garten fast Larve die werdende Nuß in D. B. - Weid erschei keniatridgococentiaty allenthalten vom Haselnußbohrer befallen, einem Käfer, dessen Larve die werdende Nuß in der Schale vollständig ausfrisst, also die Nuß taub macht. Die einzige bekannten Gartensorte, die dieser Schädling nicht angreift, ist die genannte Halleische Riesennuß. Hd.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Astronomische Zeitschriften. Allgemeinverständliche astronomische Zeitschriften gibt es eigentlich gar nicht, alle sind der Hauptsache nach für den Literaturabstraktenen berechnet, sei es, daß er selbst ein kleines Fernrohr besitzt oder sich sonstwie behilft — in Berlin besteht ja die Möglichkeit, die öffentlichen Sternwarten der Urania in der Invalidenstrasse und das Treptower Archenholdische Institut zu benutzen — und sich durch die Zeitschriften auf dem Laufenden erhält. Daß es allgemeinverständliche Zeitschriften auf diesem Gebiete nicht gibt, liegt wohl daran, daß die Zeitungen seit

einer Reihe von Jahren selbst Artikel und Mitteilungen aus dem Gebiete der Himmelskunde bringen, sodas sich besondere Zeitschriften kaum rentieren dürften. Von den eigentlich astronomischen Zeitschriften erwähnen wir den von Professor Klein in Köln herausgegebenen „Sirius“, der in erster Linie für den beobachtenden Liebhaber bestimmt ist, und „Das Weltall“, herausgegeben von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte. Es wäre zu wünschen, daß diese letztere Zeitschrift ein wenig aktueller gestaltet würde, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie eine große Zahl sehr guter und wertvoller Aufsätze gebracht hat. Es seien nur die von Professor Martus hervorgehoben, der seine Untersuchungen über die Entstehung der Monde der Planeten in einer Reihe von Artikeln niedergelegt hat, die weiterer Beachtung wert sind, weil sie wichtige neue Aufschlüsse geben zur Entstehungsgeschichte unseres Planetensystems. Sie benutzen allerdings mathematische Hilfsmittel, die aber über die Elementarmathematik nicht hinausgehen. Auch die „Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik“ gibt „Mitteilungen“ heraus, die manches Beachtenswerte zu enthalten pflegen. Schließlich gibt die Berliner „Urania“ seit ihrem Bestehen (1889) noch eine illustrierte naturwissenschaftliche Monatschrift „Himmel und Erde“ heraus, die allerdings leider nur noch sehr wenige astronomische Aufsätze bringt, während die ersten Jahrgänge voll davon waren. Der letzte (21.) Jahrgang enthält nur zwei, einen über den Halleischen Kometen von Dr. Graf in Hamburg und einen über „das System der Fixsterne“ von Prof. Schwarzschild, dem jetzigen Direktor des astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam, einem Manne, von dem sich die Fachwelt noch viel verspricht. Mit diesem Aufsätze haben wir uns schon in einem Artikel über die Milchstraße ausführlich beschäftigt. — Sonst ist die Biologie, die Geographie und die Technik mit schönen Aufsätzen vertreten, wie wir überhaupt konstatieren können, daß der Uebergang in den Teubnerschen Verlag auf Ausstattung und auch auf den Inhalt recht erfreulich gewirkt hat. Hoffentlich hält diese Steigerung an.

Die genannten Zeitschriften sind leider alle nicht billig. Der monatlich erscheinende „Sirius“ kostet 3 M. im Vierteljahre, das halbmonatlich erscheinende „Weltall“ ebensoviel und „Himmel und Erde“ 3,60 M.

Aus dem Tierleben.

Der giftigste Igel. In den berühmten Märchen, die dem Igel eine Hauptrolle zuweisen, spricht sich eine starke Sympathie des Volkes für dies Tier aus, das doch in Sprachgebrauch, namentlich in der Form von Schweineigel keine beneidenswerte Stellung einnimmt. Ein gewisser Grad von Bewunderung für den Igel ist aber durchaus berechtigt, denn er ist ein Held. Er hätte es ja so bequem, sich seines Lebens in Frieden zu erfreuen, da er von der Mutter Natur in glänzender Weise für die Verteidigung ausgestattet ist. Er lugelt sich einfach zusammen und ist dann ein Mährchenhahn für alle ihm etwa anfluernden Feinde. Trotzdem beschränkt er sich durchaus nicht auf die Verteidigung, sondern ist einer der mutigsten Angreifer, sogar gegen größere und oft recht gefährliche Tiere. Allerdings ist er noch mit einer Eigenschaft ausgestattet, die ihm ein Bewußtsein geben muß, wie es nur der gehörnte Siegfried gehabt haben kann. Der Igel ist zwar nicht unverwundbar, wenn er die wenigen ungeschützten Teile seines Körpers den Waffen anderer Tiere preisgibt, aber die Wunden schaden ihm verhältnismäßig wenig, wenn sie nicht gar zu schlimm ausfallen. Das wunderbarste aber ist, daß er gegen jedes Gift gefeit zu sein scheint. Diese Tatsache wurde auch schon vom Volk vor langer Zeit erkannt und erst in den letzten zwanzig Jahren etwa hat sich die Wissenschaft ihrerseits mit dieser Tatsache oder Frage beschäftigt. Man hat den armen Kerl mit Giftschlangen in einen Käfig zusammengesperrt, mit denen er natürlich aneinander geriet, aber durchaus nicht den kürzeren zog; die Schlange mochte ihr ganzes Gift an ihm erschöpfen und konnte ihn doch nicht töten. Die grausamen Leute haben dann auf künstlichem Wege ermittelt, wie viel Schlangengift der Igel verträgt, indem sie ihm immer größere Mengen von getrocknetem Gift einspritzten. Dadurch wurde festgestellt, daß zwanzig Milligramm, eine verhältnismäßig sehr große Menge, von dem Gift zur Tötung eines Igels nötig waren. In anderen Versuchen betäubte man einen Igel und ließ ihn dann von Kreuzottern beißen und auch in diesem Zustand behielt das Tier fast immer sein Leben. Mehrfache Versuche von Giftschlangen könnten wohl auch den Igel zur Strecke bringen, aber dazu kommt es in der Regel nie, weil der Igel die Schlange fast immer vorher überwunden und umgebracht hat. Die Versuche sind dann immer weiter ausgebeutet worden und Dr. Strubell in Dresden hat jetzt in der Münchener „Medizinischen Wochenschrift“ über Experimente berichtet, bei denen der Igel mit Krankheitsgiften geimpft wurde. Die Ergebnisse sind fast noch merkwürdiger als alles, was man bisher in dieser Hinsicht vom Igel gehört hat. Unter den versuchten Giften war auch das des Starrkrampfes, der für den Menschen fürchtbar gefährlich ist. Nach der bisherigen Kenntnis genügen 23 Hunderttausendstel eines Kubikzentimeters dieses Krankheitsstoffes zur Tötung eines Menschen. Der Igel dagegen verträgt eine Dosis, mit der man etwa 8000 Menschen umbringen könnte. Uebrigens verhält sich der Igel gegen das Gift der Diphtherie, ferner auch gegen Chankali, während er für manche andere Gifte, wie namentlich für das Morphium, ebenso anfällig ist wie andere Lebewesen.